



Weihnachten

Das ist die Zeit, wo wir zu Kindern werden
Und unsre Seele, müde und verstaubt,
Der Botschaft harret: Friede sei auf Erden!
Und wo sie gerne an die Liebe glaubt.

Und durch die Kette langer Winternächte
Strömt warm und golden tausendfacher Schein,
Und vor den Herzen stehen Himmelsmächte,
Die still und schmeichelnd bitten: Laßt uns ein!

Und was vergessen und schon längst begraben,
Steigt neu herauf und macht uns kinderweich,
Ein jeder bringt zum andern seine Gaben,
In Wunsch und Freude wird die Armut reich.

Das ist der Liebe Frühlingszeit auf Erden,
Wo wir zum Lichte heben unser Haupt,
Das ist die Zeit, wo wir zu Kindern werden
Und unsre Seele an den Frieden glaubt.

Olto Klemasch.

Um drei Tannen.
Weihnachten vor Paris 1870.
Von Georg Büß.

Das Gerücht, daß die Weihnachtsfeier wegen Mangels an Tannen und wegen Ausbleibens der Liebesgaben sehr wahrscheinlich in die Brüche gehen werde, hatte sich in der Kompanie mit Windesschnelle verbreitet und allgemeines Bedauern hervorgerufen. Jeder Mann richtete in den Gärten und in der Umgebung des von den Einwohnern verlassen Quartierdorfes nach einem Tannenbaum, ohne jedoch ein Exemplar einer Rot- oder Weiß-Tanne, geschweige einer Fichte, zu entdecken. Die Aussicht, den bald bevorstehenden Weihnachtsabend in echt heimatlicher Weise beim brennenden Christbaum zu begehen, war also stark getrübt.

Den nächsten Tag trat uns wieder der Dienst an der Front. Wir hatten vierundzwanzig Stunden lang aufzupassen, ob der Feind etwa beabsichtigt, einen Ausfall aus den Forts von Paris zu unternehmen. Vielesicht waren im Vorposten dort einige Tannen aufzutreiben. Aber auch diese Hoffnung war vergeblich — kein Weihnachtsbaum war innerhalb unserer Linie aufzufinden. Nur von drüben, dicht bei der französischen Vorpostenkette, schaute aus dem Park einer schmunzenden Villa eine tiefgrüne Gruppe stattlicher Christbäume wie höhnend zu uns herüber. Verlangend richteten sich die Blicke zahlreicher Jünger nach dem fernen Fleckchen Erde, das so kostbaren Besitz barg.

Auch der Feldwebel musterte neugierig die tiefgrüne Gruppe. Ich stand gerade neben der Kompagniemutter und äugte in derselben Richtung.

„Jefretter Auf!“ hub der Feldwebel an, „sehen Sie die feinen Bäume hinten bei die Franzosen?“

„Zu Beten! Herr Feldwebel!“

„Na, wann Sie in die Nacht Patrouille zum vierten Korps legen, ist es bis zu die Villa dadrüben nur noch zehn

Minuten. Ihre ich mit mich, so is se der Nachts vom Feind nicht mehr besetzt. Aber ich will nicht gesagt haben. Se verstehen mir doch — nicht wahr?“

„Ja wohl, Herr Feldwebel!“ gab ich halblaut zurück. „Aber der Herr Hauptmann denken vorher nicht erfahren — un sein Se vorsichtig!“ flüsterte er freundlich beim Fortgehen.

Der Wunsch des Feldwebels war so gut wie Befehl — die Bäume mußten geholt werden.

Als von der Dorfstraße her die Turmuhr zwölf Schläge in die Weite sandte, trat ich, von der Wichtigkeit der zu lösenden Aufgabe tief durchdrungen, mit meinen beiden Kameraden Dirks und Pöhl den Patrouillengang zum vierten Korps an. Auf dem Rückwege gedachte ich den Auftrag des Feldwebels zu erledigen.

In tiefem Schweigen ruhte die Nacht. Nur aus weiter Ferne drang das Heulen hungriger Hunde und das eigenartige Rauschen der im Fahren begriffenen Pariser Gürtelbahn herüber. Aus dem langsam dahinziehenden Wolken lauchte zeitweilig der Mond auf, sein Silberlicht zur schneebedeckten Erde sendend. Gespenstisch ragten im hellen Schein die schlanken Pappeln wie Riesen empor, und seltsam und fernhaft stimmte, bis der bleiche Gefell wieder hinter den Wolken versank, gleich einem Meer von Brillanten weithin das schneeige Leidentuch des Winters. Dann zuckte mit einem Male von drüben her, vom gewaltigen Babel an der Seine, das wir mit eisernen Armen umschlossen hielten, der Lichtstrom eines elektrischen Scheinwerfers scharf und blendend auf, um geisterhaft über das Land zu huschen.

Langsam und vorsichtig schritten wir von Posten zu Posten.

„Gast — weiter da?“

„Patrouille von der zehnten Kompagnie!“

„Lösung?“

„Berlin!“

„Feldgeschrei?“

„Deutschland!“

„Dann passieren!“

Nur gedämpft waren Ausruf und Gegenschrei erfolgt.

Das gefällte Bajonett hob sich und wir passierten.

So ging es eine halbe Stunde bis zum vierten Korps. Hier wurde Meldung gemacht und wenige Minuten unter Scherzen und Lachen gestet. Dann hieß es, den Rückweg antreten.

Wieder stampften wir, nach allen Seiten spähend, mühsam durch den tiefen Schnee, während ein eisiger Wind seine Eisfahnen schmerzvoll in unser Gesicht trieb.

Schon eine Viertelstunde waren wir so dahingefaspt, als ich rechts aus ins Vorterrain bog.

„Aber Buß!“ grollte Dirks, stehen bleibend, „hüft Du bössköpfig geworden? Du steigst ja die verdammte Franzosen geradezu in das Garn. Hüft Du das nicht, mein Junge? Oder willst Du uns nur ansmeren?“

Lachend wandte ich mich um. „Na, das gerade nicht! Aber wißt: wir sollen aus der Villa da drüben für den Spieß ein paar Weihnachtsbäume holen.“

Dann also los!

Gedacht schritten wir weiter. Vom Fort La Brèche blühte eben wieder das elektrische Licht herüber. Im Handumdrehen glitten wir in den Schnee, gespannt ins Vorterrain äugend. Waren wir auf der rechten Spur? Richtig, von dem intensiven Schein voll bestrahlt, lag gerade vorn rechts die Villa da. Deutlich waren die über die Parkmauer ragenden Bäume erkennbar. Aber bis dorthin waren noch mindestens tausend Schritte, und zwar ohne jedwede Deckung.

Dirks räusperte sich. „Sveierlei!“ meinte er leise, „is hu bummerhaftig — erstens, daß die Kälte bis in das Mark von die Knochen bringt, un zweitens, daß die Stiebel bis oben voll Schnee sind. Die Knarre mit die heißen Finger hu halten un hu schießen, wenn so ein flabbriger Franzose herankommt, kann ich nicht mehr, aber er kriegt einen Schlag vor den Kopf, daß ihm ganz bösig in seinem Schädel hu Mut sein wird. Ich bin überhaupt mehr für das Schlagen als für das — — —“

„Galt's Maul endlich mit der Sequatich!“ fiel ihm Pöhl ärgerlich in die Rede, „reiß lieber die Scheu- und Hockklappen auf, det se uns nicht an de Kravatte frieren!“

Das elektrische Licht wurde abgeblendet und langsam krochen wir weiter. Aus der Ferne drang das „Qui vive!“ herüber, mit dem die französischen Posten ihre Patrouillen anriefen. Jetzt galt es, doppelt vorsichtig zu sein. Als glatt glitten wir, die Bündel am Halse hängend, über den Schnee. Aus den Wolken trat wieder voll und rund der Mond, bleiche Helle verbreitend. Sieh da, kaum dreihundert Schritte von uns entfernt hoben sich von der weißen Decke zwei hin- und herpendelnde dunkle Gestalten ab — ein französischer Doppelposten. Das Lachen und Schwätzen der beiden Kerle war bekümmert zu hören. Unversehens und unbemerkt zogen wir mit leichter Schwentung nach rechts an ihnen vorüber.

Nicht lange, so stiegen einsam und düster die Villa und die Parkmauer vor uns auf. Unsere Brust hob sich und unsere Augen glänzten. War die Villa vom Feinde besetzt? Wir hielten an und lauschten — nicht ein einziger Ton war vernnehmbar, alles Lebendige schien da drüben erstorben zu sein.

Vorsichtig wurde die unbehagliche Kriecherei fortgesetzt. Nur noch zwanzig Schritte trennten uns vom ersehnten Ziel. Dann standen wir hoch aufatmend dicht an der Mauer.

Noch immer waltete tiefe Stille — von den sonst so lebhaften Franzmännern war nichts zu hören und zu sehen. Die Mauer war von Schießscharten durchbrochen — wir schauten hindurch: da drinnen war alles öde und verlassen.

Leise turnten wir in den Hof. Dann ging es spähend und forschend zur Scheune, zur Stallung und zum Wohnhaus — nirgends eine Menschenseele, wohl aber grauenvolle Zerstörung, zerfallene Fenster, offene Türen, verwahrloster Hausrat, im ganzen ein häßliches, kaltes Bild, wie es eben nur ein grauamer Krieg herbeibringt.

Aber zu sentimentalen Regungen war keine Zeit — die Hauptsache waren die Tannen. Nun, sie standen im Park in schönster Auswahl: groß und klein, breitläufig und schlank, mit und ohne Zapfen, die echten und unechten Weihnachtsbäume, diast beschneit, so daß sich die Zweige unter der weißen Last tief nach unten gesenkt hatten. Während Pöhl getreulich Wache hielt und die auf hundert Schritte vorbeipassierenden französischen Patrouillen leise signalisierte, wählten Dirks und ich aus dem Bestande drei der herrlichsten und schönsten Bäume, jeder von ihnen wohl vier Meter hoch. Binnen weniger Minuten wurden sie mit Grazie niedergelegt. Das feine Knirschen der durch das Holz fahrenden Handfäße und das Raschen der abfallenden Stämme dünkten mir die schönste Musik.

Glatt und ohne Störung war unsere Arbeit verlaufen. Und nun galt es, geräuschlos und ungefährdet die Bäume über die Mauer zu schaffen. Auch dieses Wagnis ging an einer aus strategischen Gründen gewählten Ecke glücklich von statten.

Bevor wir uns mit unserem kostbaren Schatz auf den Weg machten, hatten wir erst noch zu sondieren, ob das Feld auch rein sei. Ich blickte um die Ecke, horchte gespannt und drückte mich einige Dutzend Schritte an der Mauer entlang. Da — was war das? Ich hörte zweifellos leises Lachen, sah hinten an der Mauer einige Gestalten, vernahm nochmals leises Lachen und Worte wie „Qui vive!“ Dann sehten sich die Gestalten in der Richtung auf uns in Bewegung.

Donnerwetter — Franzosen! Ich sprang lahenartig an der Mauer zurück und wieder um die Ecke.

„Dirks! Pöhl! Eine französische Patrouille kommt!“

„Donnerskei!“ fluchte Dirks. „Aber gerade, wo wir Franzosen am wenigsten brauchen können.“

Ueber die Mauer in den Park zurückzuklettern ging nicht mehr an. Blitzschnell kam mir eine Idee.





Nr. 300.

Dienstag, den 25. Dezember 1906.

21. Jahrgang.

Bei fremden Leuten.

Roman von Arthur Zapp.

Kontinuation.

(Nachdruck verboten.)

„Ich glaubte,“ fuhr Carita von Dromberg hastig fort, und ihre Augen blitzten und ihre Wangen röteten sich wie die eines ungerecht Beschuldigten, den der Eifer für seine Sache anteuert — „ich glaubte, mir Felicias Dank zu verdienen, und nun sehe ich zu meinem Bedauern, daß sie meiner Zurückhaltung eine ganz falsche Deutung gegeben.“

„Aber warum habe ich Sie ja um Verzeihung zu bitten!“ rief Dr. Willfried, nun völlig überzeugt, und streckte ihr herzlich die Hand hin. Sie lächelte, schnell versöhnt, und gab seinen Händedruck zurück.

„Wie konnten Sie mich nur für so — so kleinlich halten,“ sagte sie mit einer so reizenden Schmollmiene, daß er mit entzückten Augen an ihrem Gesicht hing.

„Es soll gewiß nicht wieder vorkommen, schöne Cousine,“ gab er mit huldigendem Lächeln zurück und drückte ihre Hand von neuem.

„Und nun sagen Sie mir, Carita, was das für eine Vergangenheit ist, an die Sie Fräulein Felicia nicht erinnern wollten.“

„Wissen Sie denn nicht, daß Herr Wallburg, Felicias Vater, ein reicher Bankier war?“

„Nein, nicht ein Sterbenswort weiß ich davon,“ erklärte der Afrikaforscher, nicht wenig überrascht.

„Sie hätten sie nur sehen sollen damals, als sie noch mit dem Reichtum ihres Vaters prunkte! Keine einzige im Pensionat trug den Kopf so hoch wie sie.“

Dr. Willfried zuckte mit den Achseln, als würde es ihm schwer, die überraschende Mitteilung zu glauben.

„Die arme Felicia,“ fuhr Carita fort und schlug plötzlich wieder einen anderen Ton an, „was hat sie nicht alles durchmachen müssen! Ihr Vater verlor, freilich nicht ohne eigene Schuld, sein Vermögen. Haben Sie das denn nicht in den Zeitungen gelesen?“

Der Afrikaforscher verneinte durch eine Gebärde.

„Freilich, Sie waren ja damals noch in den Tropen. Na, und dann ergriff ihn wohl die Verzweiflung, und er legte Hand an sich selbst.“

„Wie?“

Dr. Willfried erhob sich lebhaft.

„Dann freilich,“ sagte er, „dann hat die Arme ja eine recht trübe Vergangenheit hinter sich, und nun begreife ich auch Ihre Zurückhaltung. Noch einmal, verzeihen Sie mir mein vor schnelles Urteil, Carita!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Felicia, welche die Frau Professor suchte, trat über die Schwelle. Sie war nicht wenig überrascht, als Carita sich bei ihrem Anblick erhob und ihr mit dem lebenswürdigsten Lächeln und mit ausgestreckter Hand entgegenkam.

„Guten Morgen, Felicia,“ sagte Carita von Dromberg freundlich, „wie geht's Dir? Ich freue mich, Dich so unverhofft wiederzufinden. Weißt Du, daß ich neulich glaubte, Du wollest nicht erkannt sein? Du warst es, die zuerst so fremd

tat. Und nur deshalb legte ich mir, so schwer es mir wurde, Reserve auf. Aber ich möchte um alles in der Welt nicht, daß Du von mir dächtest — ah — ich bitte Dich —“

Sie machte wieder die Miene gekränkter Unschuld und ergriff Felicias Hand und schüttelte sie wiederholt lebhaft.

Die Überraschte stand wie erstarrt und ließ alles willenlos mit sich geschehen. Unfähig, irgend etwas zu äußern, ließ sie widerstandslos den Redestrom der andern, die das Bedürfnis zu haben schien, recht viele Worte zu machen, über sich ergehen.

„Arme Felicia, wie blaß Du aussiehst! Na, das wird sich ja schon wieder geben, wenn Du Dich erst in die Dir angewohnten Verhältnisse besser eingelebt haben wirst. Ich habe ja damals so innig mit Dir gefühlt und hätte Dir gern persönlich meine Teilnahme ausgedrückt. Aber ich sagte mir, daß ja doch jedes Trostwort in so schweren Tagen eine Banalität ist. So etwas macht man am besten mit sich allein aus. Ich kenne ja Deine feinfühligke, sensitive Natur. Mein Anblick hätte Dir doch nur peinliche Empfindungen bereitet, und die wollte ich Dir ersparen. Hatte ich nicht Recht? Wie gesagt, ich freue mich sehr, Dich so unverhofft wiederzufinden!“

Auch jetzt erwiderte Felicia nichts. Ihre anfängliche Verblüffung wich einem stillen Mißbehagen. Die unerwartete Liebenswürdigkeit der ehemaligen Pensionsfreundin war weit entfernt, ein Gefühl der Genugtuung in ihr zu erzeugen. Sie kannte Carita von Dromberg zu gut, um an die Aufrichtigkeit ihrer so plötzlich an den Tag gelegten herzlichen Gesinnung zu glauben. Ihr Ohr hörte aus den schön klingenden Worten den hohlen Pathos der Deklamation heraus. Das Bewußtsein, daß es sich hier um eine Komödie handle, die Carita Doktor Willfrieds wegen in Szene setzte, und daß sie selbst eine Rolle in dieser Komödie zu spielen gezwungen sei, trieb ihr das Blut in die Stirn. Aber der gute Ton verpflichtete sie, eine gute Miene zum bösen Spiel zu machen und den Unwillen, der in ihr gärte, still in ihrer Brust zu verschließen.

Und auch, als gleich darauf die Frau Professor in Begleitung Floras hereintrat und sehr erstaunt war, die beiden jungen Mädchen Hand in Hand zu sehen, vermochte sie sich nicht zu der geringsten Willensäußerung aufzuraffen.

Carita aber wandte sich mit betäubendem Wortschwall zu der Eintretenden: „Denke Dir nur, Wiezi, Fräulein Felicia und ich sind alte Bekannte! Wir haben vor Jahren einmal dieselbe Bank in der Klasse gebücht. Felicia hat sich seitdem so sehr verändert, daß ich sie neulich bei unserer ersten, flüchtigen Begegnung gar nicht wiedererkannte.“

Die Frau Professor hielt es nicht für nötig, auf diese Mitteilung irgend etwas zu erwidern, sie nickte nur kurz und präzisierte dann eigenhändig, während Flora Teller und Köffel herumreichte, mit sichtlich Genugtuung die selbst bereiteten Frucht-Torteleits, um ihrer Freude über den Besuch der Cousine einen sichtbaren Ausdruck zu geben. Das Gespräch nahm eine andere Wendung und alle ließen sich die lederen Kuchen munden. Auch die beiden Kinder erhielten jeder ein Törtchen,

nur Felicia, für die kein Teller vorhanden war, denn weder die Frau Professor noch Flora hatten an sie gedacht, ging leer aus. Aber da kam auch schon die gutherzige, kleine Monika heran, brach ein Stückchen, allerdings kleinster Dimension, von ihrem Kuchen und reichte es Felicia mit den Worten: „Fräulein, auch kosten? Kuchen so süß!“

Und den Wildfang Edgar, dessen trotziges Herzchen übrigens längst die unermüdlige, liebevolle Geduld des Kinderfräuleins erobert hatte, feuerte das Beispiel der Schwester an; auch er trippelte heran und brödelte ein Miniaturstückchen von seinem Lederbissen los, das er nun tapfer, das natürliche Gefühl des Egoismus überwindend, mit einer zwiespältigen Miene darbot.

Die Frau Professor und Carita von Dromberg lächelten. Der Afrikaforscher aber sagte, während Felicia den Kindern die von ihnen gespendeten Bissen in die eigenen Mäulchen zurückschob: „Brave Kinder, Ihr! Aber laßt nur, Flora bringt dem Fräulein schon einen Teller!“

Das Stubenmädchen warf schnippisch die Lippen auf, aber die Frau Professor konnte nicht gut umhin, der Zögernden einen Wink zu geben, den ihr indirekt erteilten Auftrag auszuführen.

Auf Carita von Dromberg schien dies Intermezzo einen verstimmenden Eindruck zu machen. Zwischen ihren Augen brauen zeigten sich kleine, senkrechte Falten, und verstohlen ließ sie ihre Blicke zwischen dem Kinderfräulein und dem Afrikaforscher hin- und herwandern.

Carita von Dromberg schien plötzlich überaus liebenswerte Eigenschaften an ihrer Cousine, Frau Miezi Willfried, entdeckt zu haben, denn es verging keine Woche, in der sie nicht drei- oder viermal zu einem kürzeren oder längeren Besuch bei ihr vorgespochen hätte. Dabei war Carita alle Zeit von einem strahlenden Frohsinn und einer bezaubernden Liebenswürdigkeit, so daß sie bald aller Wohlgefallen und Sympathie gewonnen hatte. Selbst der Professor verweilte ab und zu, besonders wenn Caritas Besuch in den Abendstunden erfolgte, ein Weilchen in der Gesellschaft, sich offenbar an dem heiteren Geplauder des jungen Mädchens erheitend und erfrischend.

Der Afrikaforscher aber erklärte, als er eines Tages nach Caritas Besuch mit seiner Schwägerin seine Ansichten austauschte, die Cousine für ein ebenso hübsches wie gescheites Mädchen, mit der man sich ein vernünftiges Wörtchen erzählen könne und die sich nicht bloß für Paß und Moden zu interessieren schiene wie die meisten jungen Mädchen. Und in der Tat, Carita erwies sich bei den Schilderungen, die Dr. Willfried oft über seinen Aufenthalt in Afrika zum Besten gab, als eine verständnisvolle, wohlunterrichtete Zuhörerin. Ihre gelegentlichen Einwürfe und Fragen verrieten, daß ihr der Gegenstand nicht fremd war. Er bewunderte ihre Kenntnis in der Geographie der fremden Erdteile nicht nur, sondern auch ihre Vertrautheit mit den Zwecken und Zielen deutscher Kolonisationsbestrebungen. Ja, sogar seine über diese Frage veröffentlichten Broschüren hatte sie gelesen, und der ernste Mann konnte sich eines angenehmen, ihm schmeichelnden Gefühls nicht erwehren.

Nur Eine im Hause war da, die Caritas Besuchen mit täglich steigendem Anmut entgegen sah und die, soviel sie nur irgend konnte, sich unsichtbar machte, sobald die schönheitsstrahlende Tochter der Exzellenz den Willfriedschen Salon betrat. Das war Felicia Wallburg, die das Bewußtsein ihrer untergeordneten Stellung, die ihr nicht erlaubte, sich an der Unterhaltung der anderen von selbst zu beteiligen, nie so bitter und demütigend empfand, wie in Caritas Gegenwart.

Und doch begrüßte Carita von Dromberg sie allezeit mit freundlichem Gesicht und verabschiedete sich nie, ohne mit einem liebenswürdigen Lächeln, das nur in ganz geringem Maße etwas gönnerhaftes, Herablassendes hatte, das Wort an das Kinderfräulein gerichtet zu haben.

„Heute vor einem Jahr,“ sagte sie eines Tages zu Felicia, „heute vor einem Jahre waren wir noch im Pensionat. Es war der letzte Tag. Ich erinnere mich noch, wie froh wir beide waren, daß wir das langweilige, kleinstädtische Nest verlassen durften. Während der ganzen Reise kamen wir nicht aus dem Lachen und Wken heraus. Wer hätte damals geahnt, unter welchen Umständen wir uns ein Jahr später wiedersehen würden!“

Dabei drückte sie ihr gefühlvoll die Hand und nickte ihr tröstend zu, sie gleichsam ihres unwandelbaren freundlichen Interesses versichernd, während es Felicia, die sich stumm die Lippen zernagte, heiß durchschauerte.

Ein andermal wieder bemerkte sie: „Weißt Du, Felicia, ich finde, Du hast Dich überraschend in Deine neuen Pflichten hineingefunden. — Wie Du mit den Kindern umzugehen verstehst, wirklich bewundernswert! Wer das von Dir gedacht hätte, gerade von Dir! Ich erinnere mich noch, daß Du früher eigentlich kleine Kinder gar nicht leiden mochtest.“

Dazu verstand es Carita meisterhaft, in ihrem Gebahren und in ihren Gesten, in der Art, wie sie der anderen von oben herab die Hand reichte und mit der Miene einer Protektorin zu ihr hinabblitzte, den sozialen Abstand zwischen sich und der einstigen Freundin zum Ausdruck zu bringen. Und zu alledem mußte Felicia in Rücksicht auf die anderen ein freundliches Gesicht zeigen, während doch oft die Empörung siedend in ihr aufstieg.

Auch die Art und Weise, wie Carita von Dromberg dem Afrikaforscher begegnete, bereitete Felicia ein quälendes Unbehagen. Es war der natürliche Widerwille einer reinen, feinen Mädchenseele, der sich in ihr regte, wenn sie mit ansehen mußte, wie Carita alle Künste der Koketterie aufbot, um das Gefallen des jungen Mannes zu erregen. Sie bemühte sich, ihre rauhe, herrische Stimme zu einem weichen Mollton herabzustimmen, und legte in ihrem ganzen Wesen und Auftreten eine Sanftmut an den Tag, die ihrem hochmütigen, stolzen Charakter sehr wenig entsprach. Ihre Toilette stellte sie mit kluger Berechnung der Wirkung zusammen. Blau und rosa bevorzugte sie, weil diese Farben sie bei ihrem rosigen Teint und ihrer blonden Haarfarbe am vorteilhaftesten kleideten. Oben am Kleide trug sie gern einen Ausschnitt, weil sie einen schön geformten, weiß schimmernden Hals besaß. Da sie wußte, daß Dr. Willfried ein großer Kinderfreund war, bemühte sie sich, die Liebe und das Vertrauen der Kinder zu gewinnen, was ihr trotz aller heimlich gespendeten Bonbons nicht recht gelingen wollte, denn Edgar und Moni schienen instinktiv das Erkünstelte und Erzwangene in ihrem Wesen herauszufühlen. Dennoch machte sie es sich zur Gewohnheit, so oft sie zum Besuch erschien, zuerst im Kinderzimmer vorzusprechen.

Es gewährte dann immer einen höchst anziehenden Anblick, wenn der Afrikaforscher das Zimmer betrat. Carita saß auf einem Stuhle, auf ihrem Schoß die kleine Moni haltend, die ihr einer Arm umschloß, während der andere sich um den Hals des neben ihr stehenden Edgar legte. Ihr blonder Mädchenskopf präsenitierte sich entzückend neben dem des brünetten, kleinen Knaben.

Sie liebte es auch, Abwechslung in die reizende Gruppe zu bringen, die sich den Blicken des jungen Mannes bei seinem Eintritt darzubieten pflegte. So erhob sie einmal, als sie die Schritte des im Nebenzimmer Herannahenden vernahm, die kleine Moni vom Boden, die Arme hoch in die Luft redend, was bei ihrer hohen, formenschönen Figur ein Bild entzückender Plastik abgab.

Die Frau Professor schien die offenkundigen Bestrebungen Caritas, auf den Afrikaforscher einen möglichst vorteilhaften Eindruck hervorzubringen, nach Kräften zu unterstützen, denn es fiel Felicia auf, daß sie oft, wenn Carita nicht zugegen war, das Gespräch auf die Abwesende brachte, wobei die sonst in der Beurteilung ihrer Mitmenschen sich nicht gerade durch Milde auszeichnende Frau Professor förmlich überfloß in Lobpreisungen der Cousine. Was für ein liebenswürdiges und gescheites Mädchen Carita sei, wie schön und wie vornehm und dabei wie bescheiden!

Felicia mußte bei solchen Gelegenheiten auf sich achten, daß sie nicht durch ein höhnisches, ironisches Lächeln im Gesicht ihre Empfindungen verriet. Einmal sogar, als Dr. Willfried in Abwesenheit seiner Schwägerin im Kinderzimmer weilte, kam ihr der Gedanke, ihn über Caritas wahren Charakter aufzuklären, aber schon im nächsten Augenblick überwand sie die momentane Anwandlung und ärgerte sich über sich selbst. Warum echauffierte sie sich über die von Carita gespielte Komödie und über die Blindheit Dr. Willfrieds, der die Listige nicht durchschaute? Was kümmerte es sie denn, ob Dr. Willfried Carita bewunderte und sie nicht nur für das Schönste, sondern auch für das Klügste und bescheidenste Mädchen der Welt hielt? Sogar in der Küche erregten die häufigen Besuche Caritas Aufmerksamkeit, und die Phantasie der Diensthoten erging sich in mancherlei ernstern und kraßhaften Kombinationen und Voraussetzungen.

„Ich sage Ihnen,“ bemerkte eines Abends die alte Christel zu Flora, „ich sage Ihnen, wenn der Afrikaner (so nannte man in der Küche kurz den Afrikaforscher) über's Jahr oder später wieder absegelt, dann geht er nicht allein. Das Stubenmädchen nickte verständnisvoll. „Mühe genug gibt sie sich ja,“ erwiderte sie, „das gnädige Fräulein von Dromberg. Und wie die Männer nun mal sind, die gehen ja immer auf den Leim, wenn eine mit ihnen recht schön tut. Und das gnädige Fräulein versteht's, das muß man ihr lassen. Na ja, ich glaub' ihr's, der Herr Afrikaner kann ihr schon anstehen — so'n schöner, statlicher Mann!“

(Fortsetzung folgt.)



Die Braut des Indianerhüpfings. Ein eigenartiger Liebesroman wird aus Amerika berichtet: Eine junge Amerikanerin heiratete unlängst einen Indianerhüpfing, obwohl ihre alte aristokratische Familie sie darum verließ. Miß Sara Marie Arnold aus Denver war eine vielumworbene Schöne, ehe sie ihr Herz an den Indianerhüpfing Albino Chavarria aus Santa Clara verlor. Vor mehreren Jahren, als die Indianer von Santa Clara nach Denver kamen, um ihre Reitkunst zu zeigen, sah Miß Arnold Chavarria zum ersten Male. Als er sich auf den Rücken seines Pferdes schwang, machte ihr der gewandte und lähne Mann einen tiefen Eindruck, und sie war so vertieft in die Beobachtung jeder Bewegung des Hüpfings, daß sie nicht bemerkte, wie die Pferde sie immer enger einschlossen. Als Miß Arnold zu ihren Freundinnen zurückkehren wollte, fühlte sie sich plötzlich vom Boden aufgehoben und „auf zur Seite gedreht, und der Indianer, dessen Pferd sie im nächsten Augenblick zu Boden gerissen hätte, stürzte weiter. Chavarria hatte ihr das Leben gerettet, und auf der Bahn, inmitten der Erregung eines Pferderennens, begann das erste Kapitel dieses Liebesromans, dessen weitere Phasen Miß Arnold selbst erzählt. „Nachdem das Fest vorüber war, wanderte ich mit meinem Kodal umher, um Bilder aufzunehmen, wobei ich scharfe Umschau nach Chavarria hielt. Schließlich sah ich ihn mit einem jungen Manne, der sein Neffe war, plaudern. Da dieser englisch sprechen konnte, bat ich ihn, zu erkunden, für welche Summe sein Onkel erlauben würde, daß ich eine Aufnahme von ihm machte. Der junge Mann überreichte meine Bitte und kam mit der gewünschten Erlaubnis zurück. Nachher erzählte mir Albino Chavarria, daß er seinem Neffen gesagt hatte: „Ich will kein Geld, ich will sie haben.“ Aber der Neffe war distret. Der Hüpfing war entzückt, als ich ihm versprach, die Bilder zu schicken, und da sie vorzüglich ausfielen, erfüllte ich mein Versprechen, was Anlaß zu einer reizenden, aber schwierigen Korrespondenz gab. Ich kannte Chavarrias Sprache nicht, und er konnte meine nicht schreiben. Er verstand etwas Spanisch, was uns aber nichts nützte, da ich darin nicht bewandert war. Ich schrieb daher englische Briefe, und der Regierungslehrer des Pueblo diente uns beiden als Uebersetzer, wodurch wir beide bekannt wurden. Dann lernte ich Spanisch, und bald konnte ich direkt an ihn schreiben, und wenn meine Briefe auch voller Fehler waren, so konnte er sie doch lesen. Eines Tages kam ein Brief, der den Duft eines Rosengartens mit sich brachte. Als ich ihn fragte, welches Parfüm er benutzte, schrieb er mir, daß er in den Kasten, in dem er sein Briefpapier aufbewahre, eine frische Rose gelegt hätte. Ich erzählte das, um zu zeigen, wie zart und ästhetisch auch ein „Indianer“ empfinden kann. Die Leute sagen immer bestürzt zu mir: „Wie können Sie einen Indianer heiraten?“ Eine kurze Skizze seines Lebens zeigt am besten den Charakter dieses Mannes, für den ich die tiefste Achtung habe und in den ich völliges Vertrauen setze. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts hütete ein kleiner Indianerjunge das Vieh seines Vaters im Tal des Rio Grande im nördlichen Teil Neu-Mexikos. Es war Albino Chavarria. Nicht weit davon lag seines Vaters Haus in Santa Clara, einem Dörfchen aus „Adobehäusern“. Sein Stiefvater war schon betagt, so daß der Kleine viel arbeiten mußte und nicht zur Schule gehen konnte, aber die Natur war seine Lehrmeisterin. Er lernte von den Pflanzen, Tieren und Sternen und hatte eine schnelle Auffassungsgabe und ein gutes Gedächtnis. Als er später aus den Büchern lernen konnte, kamen ihm seine selbst erworbenen Kenntnisse sehr zustatten. Als er älter wurde, händigte er manches wilde Pferd. In einem Alter, in dem die meisten jungen Leute an Heiraten denken, unterstützte er seine verwitwete Schwester und ihre drei kleinen Kinder. Alle, die ihn kennen, lieben ihn.“



Brillenaberglaube. Von der dunklen Vorstellung des Mittelalters, die von den damals erst erfundenen Brillen als von Zauberei sprach, sind wir allerdings heute weit entfernt, aber noch ist ein Vorurteil gegen die Augengläser vorhanden. In einer kleinen Plauderei äußert sich ein Fachblatt sogar über einen gewissen Brillenaberglauben, der schon durch die häufige Frage verraten wird, ob das Tragen eines Augenglases auch nicht schaden könne. Diese Frage scheint noch am ehesten berechtigt, wenn einem kleinen Kinde oder sogar einem Säugling eine Brille verschrieben wird. Aber selbst Erwachsene hegen ähnliche Besorgnisse, wenn sie zum ersten Male die Bekanntschaft mit dem Tragen eines Augenglases machen sollen. Manche Eltern halten es für gut, wenn sie ihre Kinder auch gegen den ärztlichen Rat die verschriebene Brille nur möglichst kurze Zeit am Tage tragen lassen, damit sie sich nicht daran gewöhnen. Sogar bis ins hohe Alter geht diese Scheu, indem sich die Leute so lange wie möglich ohne Brille abquälen, weil sie glauben, dadurch ihre Augen besser erhalten zu können. Nicht unwesentlich ist gewiß auch der Umstand, daß manche aus Eitelkeit eine Abneigung gegen das Augenglas haben. Freilich erstreckt sich dieser Grund, wie genugsam bekannt ist, fast immer nur auf die Brille, nicht aber auf den Klemmer, im Gegenteil trägt mancher ein Vincenz, der's nicht nötig hätte, während es selten ist, daß sich jemand durch eine ganz überflüssige Brille ein gelehrtes Aussehen zu geben sucht. Das Monocle ist selbstverständlich ein Thema für sich, bei dem die Eitelkeit geradezu eine maßgebende Rolle spielt. Trotzdem treten Augenärzte und Optiker jetzt mehr für dies vielbeweisste Korrigieren der Sehkraft ein, weil es oft mit mehr Vorteil benutzt werden kann, als ein Klemmer oder eine Brille von gleichem Glase. Im Mittelalter war das Monocle übrigens sehr verbreitet, aber in gestielter Form.

Wo stammen die Salutschüsse her? Als die Geschütze zuerst aufkamen, bezeugte man einem Freunde, der auf die Burg kam, sein großes Vertrauen dadurch, daß man die scharf geladenen Geschütze in die Luft abfeuerte, und ihm damit andeutete, daß man sich seiner Waffen beuge und auch auf seine friedlichen Absichten vertraue. Da diese Sitte aber zu manchem Mißbrauch führte, indem der andere sich die Waffenlosigkeit zunutze machte, so glaubte man der Höflichkeit genug zu tun, wenn man blinde Schüsse abfeuerte. In jenen Zeiten war das Laden der Kanonen eine so langwierige Arbeit, daß einmal abgeschossene Geschütze für lange Zeit unbrauchbar waren. Heute haben wir schnellfeuernde Kanonen, und die Salutschüsse sind zu einer bloßen Höflichkeitform herabgesunken.



Ueber Entenjagd in Cabinen entnehmen wir dem „Reidmann“ folgendes: Der Gutsförster des kaiserlichen Besitzes wohnt am Haff in so verborgener Einsamkeit, daß nur wenige Cabinenbesucher von ihm gehört haben. Ihm liegt u. a. der Abschluß der Wildenten ob. Er besitzt zu diesem Zwecke etwa 100 Lodenten, die so ausgezeichnet abgerichtet sind, daß sie auf seinen Ruf herbeieilen, auf sein Kommando tauchen und sich in die Büsche schlagen. Die Enten sind sehr zutraulich, wirft der Förster z. B. eine Handvoll Gerstenvorner ins Wasser, so taucht die ganze Schar wie auf einen Ruf unter und steht „Koppchen“. Ebenso gleichmäßig schnellen sie aus dem Wasser zurück. Die Cabiner Wildentenjagd liefert reiche Beute. Im Jahre 1904 wurden von dem Haffförster 550 Stück geschossen. Allerdings ist die Wasserjagd mehrere Kilometer lang; sie reicht bis nach Tolkemit. Die Lodenten sind auf mehrere Reviere verteilt und gehen aus ihrem Revier nicht heraus.

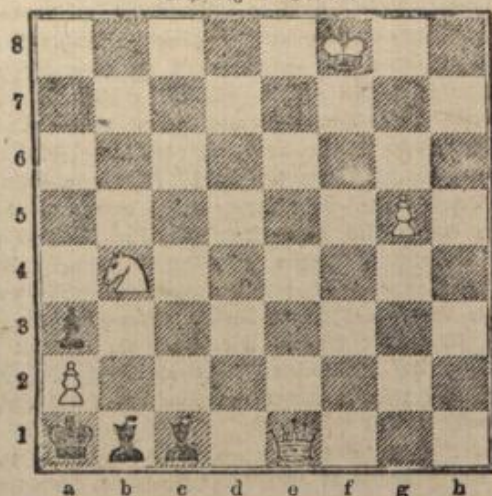
Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 5.

Von N. Söeg in Kopenhagen. („Nationaltidende“)

Schwarz: 4 Steine.



Weiß: 5 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

1. ... Lb1 ~ aub. 2. Dd1 ~ c1 + L ~ b1 3. Dd1 ~ c3+.
1. ... Lc1 ~ aub. 2. Dd1 ~ b8 + 3. D ~ L+.
1. Dd1 ~ b1 Lc1 ~ b2 2. Sb4 ~ c2 + Ka1 ~ a2 3. Dd1 ~ d5+.

Partie Nr. 5.

Turnierpartie, gespielt zu Nürnberg im Juli 1908.

Wiener Partie.

Weiß: Röhrlin. — Schwarz: Klein.

Weiß: Schwarz:

1. e2—e4 e7—e5

2. Sb1—c3 Sg8—f6

3. f2—f4 d7—d5

4. f4×e5 Sf6×e4

5. Sg1—f3 Lf8—b4

6. Lf1—e2 Lc8—g4

7. 0—0 Sb8—c6

8. Dd1—e1

Um endlich mit d2—d3 den Druck, den Schwarz auf die Mitte ausübt, aufheben zu können.

8. ... 0—0

9. d2—d3 Se4×c3

10. b2×c3 Lb4—a5

11. Lc1—d2

Gegen 11. Del—g3 Lg4—h5 12. Lc1—h6 gewährt Lh5—g6 ausreichende Verteidigung.

11. ... d5—d4

12. Del—g3 Lg4—h5

Bei Lg4×f3 kommt Weiß durch 13. Ld2—h6 g7—g6 14. Tf1×f3 La5×c3 15. Ta1—f1 Dd8—e7 16. Tf3—f5 Ta8—e8 17. Lh6—g5 (f7—

f6 18. e5×f6 De7×e2 19. f6—f7+) in Vorteil.

13. Sf3×d4

Eine hübsche Kombination, durch welche der Springer zum entscheidenden Angriff geführt wird.

13. ... Lh5×e2

Etwas besser war Lh5—g6, womit Schwarz dem unmittelbaren Angriff begegnete. Er hatte aber dann glatt einen Bauern verloren und blieb in bedrängter Lage. Falls Sc6×d4, so 14. Le2×h5 Sd4×c2 15. Ta1—c1 Sc2—a3 16. Ld2—g5 usw.

14. Sd4—f5 g7—g6

15. Sf5—h6+ Kg8—h8

16. Ld2—g5

Minder stark ist 16. Tf1×f7 wegen Dd8—e8.

16. ... f7—f6

17. Tf1×f6 Dd8—d5

18. Dg3—f2 Le2—f3

19. Tf6×f3 Tf8×f3

20. Lg5—f6+! Tf3×f6

21. Df2×f6+.



Humor.

Der Wert der Musik. „Glauben Sie, daß die Musik irgend einen praktischen Nutzen hat?“

„Nein,“ antwortete der Musiker, „nach den Photographien berühmter Klaviervirtuosen zu urteilen, muß sie ein vorzügliches Mittel sein, um das Ausfallen der Haare zu verhindern.“



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Rätsel und Aufgaben.

Tauschrätsel.

Ader, Aker, Anel, Baal, Edam, Ester, Horn, Hebe, Haken, Lachen, Lote, Pid, Made, Runo, Nimen, Wand, Wonne.

Die Anfangsbuchstaben der vorstehenden Wörter sollen geändert werden, so daß neue Hauptwörter entstehen, die derartig zu ordnen sind, daß die Anfangsbuchstaben, nacheinander gelesen, eine Eper von Rossini nennen.

